



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Romantik

Jaspert, Reinhard

Berlin, 1949

Die Frauen in der Romantik.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80777)

DIE FRAUEN IN DER ROMANTIK

CAROLINE VON GUNDERODE

1780—1806

An die Bettine

An die Bettine. Es kommt mir bald zu närrisch vor, liebe Bettine, daß Du Dich so feierlich für meinen Schüler erklärst, ebenso könnte ich mich für den Deinen halten wollen, doch macht es mir viel Freude, und es ist auch etwas Wahres daran, wenn ein Lehrer durch den Schüler angeregt wird, so kann ich mit Fug mich den Deinen nennen. Gar viele Ansichten strömen mir aus Deinen Behauptungen zu. Und aus Deinen Ahnungen, denen ich vertraue, und wenn Du so herzlich bist, mein Schüler sein zu wollen, so werd' ich mich einst wundern, was ich da für einen Vogel ausgebrütet habe.

Deine Erzählung vom Bostel ist ganz artig, nichts lieber tust Du als die Sünden der Welt auf Dich nehmen, Du trägst keine Last an ihnen, sie beflügeln Dich vielmehr zu Heiterkeit und Mutwillen, man könnte denken, Gott habe selber sein Vergnügen an Dir. Aber dahin wirst Du es nicht bringen, daß die Menschen Dich als etwas Bess'eres achten, als sie selber sind. Doch wie auch Genie sich Luft und Licht mache, und sich immer ätherischer weist, und wär es selbst den Ballast des Philistertums auf den Flügeln tragend, in solchen Dingen bist Du geborenes Genie, darin kann ich nur Dein Schüler sein. Und trachte auch mit großem Fleiß, Dir nachzukommen, es ist ein spaßiges In-die-Runde-Laufen, daß, während Dich jedermann so oft über Deine sogenannte Inkonsequenzen verklagt, ich heimlich mir Vorwürfe mache, daß mein Genie hierzu nicht ausreicht. — Sorglos über die Fläche weg, wo vom kühnsten Wager die Bahn Dir nicht vorgegraben Du siehst. — Immerhin nur das einzige tue mir, und fange nicht alles untereinander an. In Deinem Zimmer sah es aus wie am Ufer, wo eine Flotte gestrandet war.

Schlosser wollte zwei große Folianten, die er für Dich von der Stadtbibliothek geliehen hat, und die Du schon ein Vierteljahr hast, ohne darin zu lesen. Der Homer lag aufgeschlagen an der Erde, Dein Kanarienvogel hatte ihn nicht geschont, Deine schöne, erfundene Reisekarte des Odysseus lag daneben und der Muschelkasten mit dem umgeworfenen Sepianäpfchen und allen Farbenmuscheln drum her, das hat einen braunen Fleck auf Deinen schönen Stroht Teppich gemacht, ich habe mich bemüht, alles wieder in Ordnung zu bringen. Dein Flageolet, was Du mitnehmen wolltest und vergeblich suchtest, rat, wo ich's gefunden habe? — Im Orangenkübel auf dem Altan war es, bis ans Mundstück in die Erde vergraben, Du hofftest wahrscheinlich einen Flageoletbaum da bei Deiner Rückkunft aufkeimen zu sehen, die Lisbeth hat den Baum übermäßig begossen, das Instrument ist angequollen, ich hab' es an einen kühlen Ort gelegt, damit es gemächlich wieder eintrocknen kann und nicht berstet, was ich aber mit den Noten anfangen, die danebenlagen, das weiß ich nicht, ich hab' sie einstweilen in die Sonne gelegt, vor menschlichen Augen darfst Du sie nicht mehr sehen lassen. Ein sauberes Ansehen erhalten sie nicht wieder. — Dann flattert das blaue Band an Deiner Gitarre, nun schon seitdem Du weg bist, zum großen Gaudium der Schulkinder gegenüber, so lang es ist, zum Fenster hinaus, hat Regen und Sonnenschein ausgehalten und ist sehr abgeblaßt, dabei ist die Gitarre auch nicht geschont worden, ich hab' die Lisbeth ein wenig vorgenommen,



49 *Wilhelm von Schadow, Gabriele von Humboldt als Braut. Berlin, Nationalgalerie (Schloß Tegel)*

4



50 Johann Evangelist Scheffer von Leonhardshoff, Selbstbildnis. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts

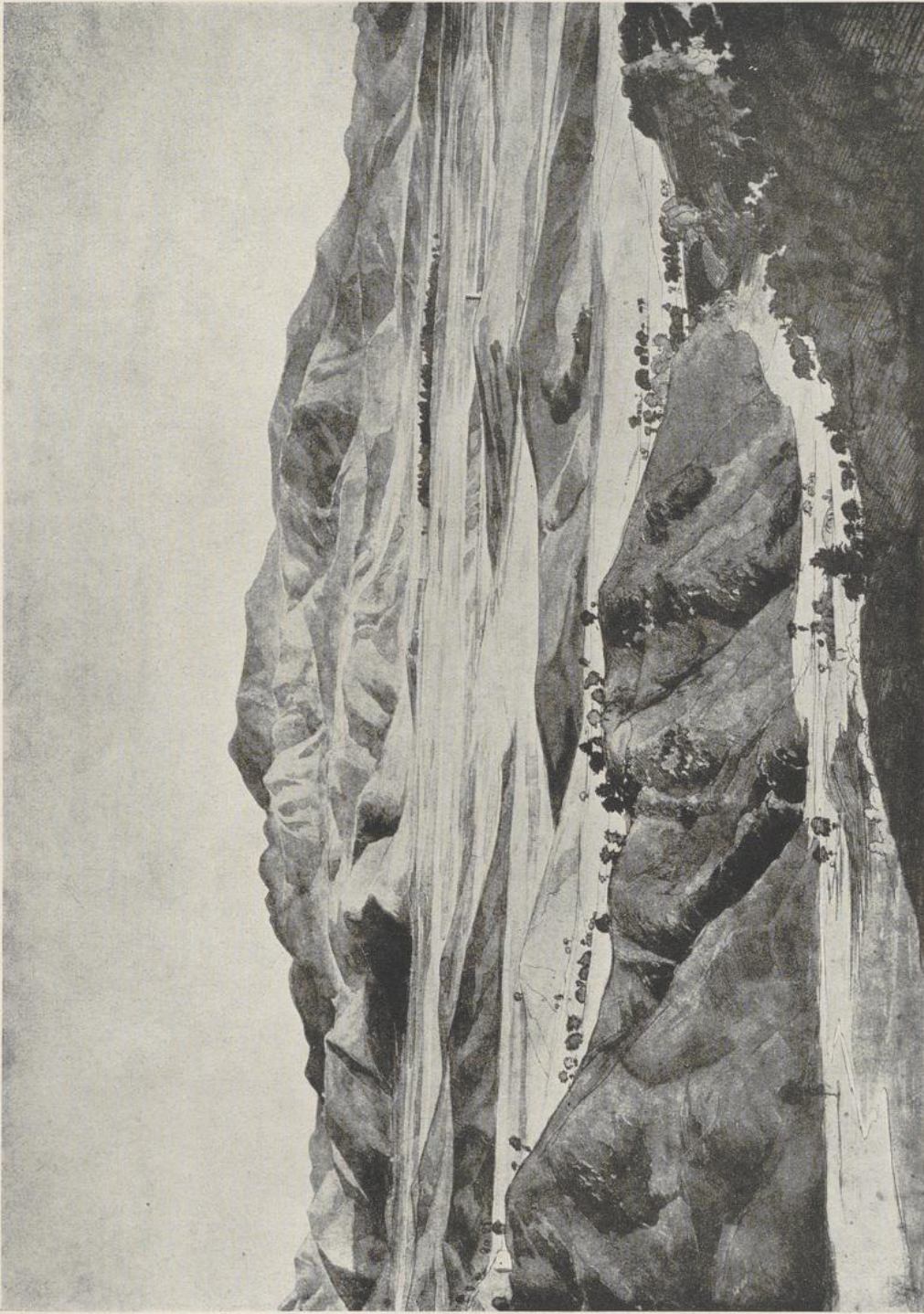


51 *Victor Emil Janssen, Selbstbildnis. Hamburg, Kunsthalle*

4*



52 Carl Philipp Fohr, *Romantische Landschaft in Italien*. 1818. Darmstadt, Schloßmuseum



53 Franz Horny, Blick auf die Sabinerberge. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen



54 Ernst Fries, Römische Gebirgslandschaft. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



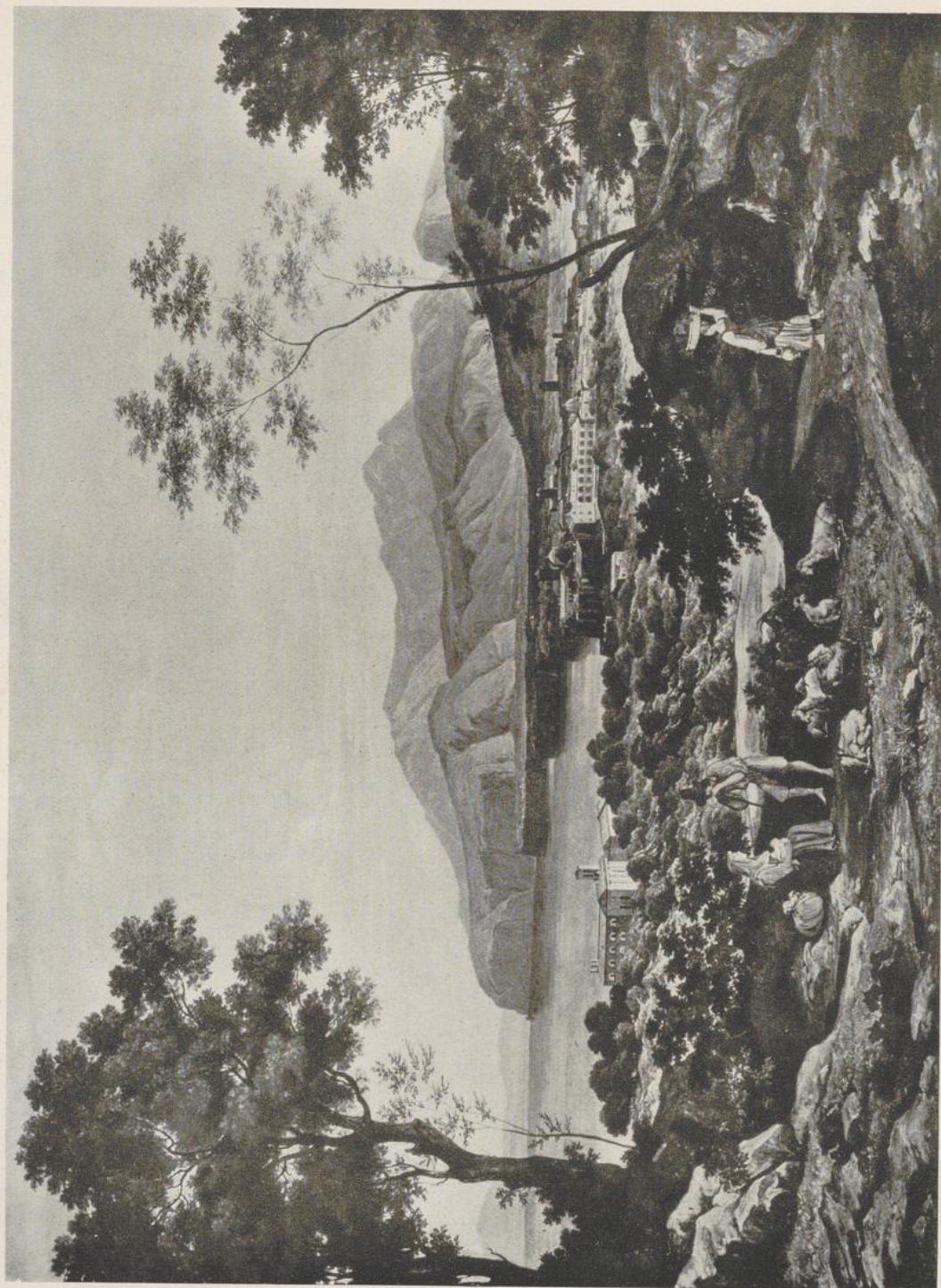
55 Karl Rottmann, Die Akropolis von Sikyon bei Korinth. München, Neue Pinakothek



56 Bernhard Fries, Ravello. Verbrannt im Glaspalast Mitten



57 Friedrich Nerly, *Landschaft bei Olevano*. Erfurt, Museum der Stadt



58 Heinrich Reinhold, *Der Kapuzinergarten bei Sorrent*, München, Neue Pinakothek



59 Friedrich von Oltvier, Ideallandschaft mit Reiter. Leipzig, Museum der Bildenden Künste



60 Ernst Fries, Stift Neuburg und das Neckartal. Heidelberg, Kurpfälz. Museum



61 Ferdinand Olivier, *Landschaft vom Mönchsberg in Salzburg*. Um 1826. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



62 Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld, *Der Abschied des Herzogs*. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts



63 Carl Friedrich Lessing, Mosellandschaft. Darmstadt, Hess. Landesmuseum



64 Carl Blechen, Gebirgsschlucht im Winter. Berlin, Nationalgalerie

daß sie nicht so gescheit war, das Fenster zuzumachen hinter den dunklen Plänen, sie entschuldigte sich, weil's hinter den grünseidenen Vorhängen versteckt war, da doch so oft die Türe aufgeht, die Fenster vom Zugwind sich bewegen. Dein Riesenschilf am Spiegel ist noch grün, ich hab' ihm frisch Wasser geben lassen, Dein Kasten mit Hafer und was sonst noch drin gesät ist, ist alles durcheinander emporgewachsen, so deucht mir viel Unkraut drunter zu sein, da ich es aber nicht genau unterscheiden kann, so hab' ich nicht gewagt, etwas auszureißen, von Büchern hab' ich gefunden auf der Erde den Ossian, die Sacontala, die Frankfurter Chronik, den zweiten Band Hemsterhuis, den ich zu mir genommen habe, weil ich den ersten Band von Dir habe. Im Hemsterhuis lag beifolgender philosophischer Aufsatz, den ich mir zu schenken bitte, wenn Du keinen besonderen Wert darauf legst, ich hab' mehr dergleichen von Dir, und da Dein Widerwille gegen Philosophie Dich hindert, ihrer zu achten, so möchte ich diese Bruchstücke Deiner Studien wider Willen beisammen bewahren, vielleicht werden sie Dir mit der Zeit interessanter.

Sieewart, ein Roman der Vergangenheit, fand ich auf dem Klavier, das Tintenfaß darauf liegend, ein Glück, daß es nur wenig Tinte mehr enthielt. Doch wirst Du Deine Mondscheinkomposition, über die es seine Flut ergoß, schwerlich mehr entziffern. Es rappelte was in einer kleinen Schachtel auf dem Fensterbrett, ich war neugierig sie aufzumachen, da flogen zwei Schmetterlinge heraus, die Du als Puppen hineingesetzt hattest, ich hab' sie mit der Lisbeth auf den Altan gejagt, wo sie in den blühenden Bohnen ihren ersten Hunger stillten. Unter Deinem Bett fegte die Lisbeth Karl XII. und die Bibel hervor und auch — einen Lederhandschuh, der an keine Damenhand gehört, mit einem französischen Gedicht darin; dieser Handschuh scheint unter Deinem Kopfkissen gelegen zu haben, ich wüßte nicht, daß Du Dich damit abgabst, französische Gedichte im alten Stil zu machen, das Parfüm des Handschuh ist sehr angenehm und erinnert mich und macht mich heller im Kopf, und jeden Augenblick sollte mir einfallen, wo des Handschuh Gegenstück sein mag; indes sei ruhig über seinen Besitz, ich hab' ihn hinter des Kranachs Lukretia geklemmt, da wirst Du ihn finden, wenn Du zurückkommst. Zwei Briefe hab' ich auch unter den vielen beschriebenen Papieren gefunden, noch versiegelt, der eine aus Darmstadt, also vom jungen Lichtenberg, der andere aus Wien. Was hast Du denn da für Bekanntschaft? — Und wie ist's möglich, wo Du so selten Briefe empfängst, daß Du nicht neugieriger bist, oder vielmehr so zerstreut. — Die Briefe hab' ich auf Deinen Tisch gelegt. Alles ist jetzt hübsch ordentlich, so daß Du fleißig und mit Behagen in Deinen Studien fortfahren kannst.

Ich habe mit wahrem Vergnügen Dir Dein Zimmer dargestellt, weil es wie ein optischer Spiegel Deine aparte Art zu sein ausdrückt, weil es Deinen ganzen Charakter zusammenfaßt, Du trägst allerlei wunderlich Zeug zusammen, um Deine Opferflamme daran zu zünden, sie verzehrt sich, ob die Götter davon erbaut sind, das ist mir unbekannt. Caroline (1804)

BETTINA VON ARNIM

1785—1859

An die Gänderode

Drei Uhr morgens! — Hier bin ich — auf der Terrasse am Main, ich wollt' als immer einmal hergehen in der Früh', wenn der Tag noch nicht auf den Beinen ist und Lärm macht, am Tag bin ich zerstreut, was mir immer wie Sünde deucht, daß ich Anteil nehm' an was

mich nichts angeht. — Aber in der Früh', da hab' ich ein ganz lauter Herz; und schäm mich nicht, die Natur zu fragen, und ich versteh' sie auch, gestern abend war mir so wohl hier, wie Bernhards Schiff mit der Harmonie hin und her fuhr auf dem Main, die meisten Leut' waren nachgefahren auf Nachen, wir blieben am Ufer, ich hatt' mich ganz in die Ecke gesetzt, da steht ein großer Zitronenbaum, es war Wetterleuchten, aber die Hitz' war doch nicht abgekühlt, und die Blüten vom Baum wetterleuchteten auch, oder sollt' ich mich getäuscht haben? — Denn ich war eingeschlafen über der Musik, und wie ich aufwachte, da sah ich ganz verwundert, wie der Zitronenbaum Flammen hauchte aus den Blüten. — Ich kann's doch nicht geträumt haben? — Denn ich guckte eine ganze Weile zu, bis ein leiser Regen kam, da gingen wir nach Haus. Wer weiß, was doch alles vorgeht in der Natur, was sie uns verbürgt. Der Mensch hat ja auch als Gefühle, die er nimmer wollt' belauscht haben. Daß aber der Baum über mir fortleuchtete, wie ich mich besann und ihm zuschaute, das ist mir so lieb — ich konnt' nicht schlafen im Bett, es war mir zu wohl dort gestern, wo ich den Herzschlag der Natur fühlte, und wo sie mit ihren Blumen mich anflamnte. Im Dunkel haucht man die Lieb' aus, und schämt sich nicht vor dem Schatz, weil's dunkel ist. Nun bin ich mit Zagen hergeschlichen, heimlich, daß es nicht gewußt sei, wie auch jenes Leuchten nicht gewußt ist. — Erst greinte die Hoftür, aber heut' abend will ich sie salben, wie der Properz, wenn er einen Liebesweg vorhat; dann krachte die Gartentür, dann schurrte der Kies unter den Füßen. — Man scheut das Gebüsch zu wecken, so still ist alles, mit Ruh gedeckt. Die verschlafenen Federnelkchen schuckern zusammen im frühen Tau und mich schauert auch das stille Weben in der Natur hier über der schlafenden Welt, obschon der Wind nicht so scharf ist, der den Tag heraufweht. Heut' ist auch ganz milde, gestern abend war der Himmel grün und mischte sich mit dem Rot, das vom Untergang heraufzog, unten waren Purpurstreifen und Violett mit Feuer umsäumt, dann kam die Nacht herauf. — Heut' früh schlugen die Morgenwolken ihre Feuerflügel um Euern schwarzen Dom, man denkt als, sie wollten ihn in der Glut verzehren, dazu schmetterten die Nachtigallen, und das blaue Gebirg drüben so stolz und kühl! — Das alles freut mich besser als Weisheit — hier unter dem Zitronenbaum, der gestern Flammen und heute Tränen über mich schüttelt.

Und jetzt geh' ich, Dir hab' ich alles eingepägt, das ist nicht ausgeplaudert, mich lockt's, damit es nicht vergessen sein soll, daß ich Dir's vertraut hab'.

Aus „Bettina von Arnim“ (1804)

Der Tod der Gänderode

Über die Gänderode ist mir am Rhein unmöglich zu schreiben, ich bin nicht so empfindlich, aber ich bin hier am Platz nicht weit genug von dem Gegenstand ab, um ihn ganz zu übersehen; — gestern war ich da unten, wo sie lag; die Weiden sind so gewachsen, daß sie den Ort ganz zudecken, und wie ich mir so dachte, wie sie voll Verzweiflung hierher lief und so rasch das gewaltige Messer sich in die Brust stieß, und wie das tagelang in ihr so gekocht hatte, und ich, die so nah mit ihr stand, jetzt an demselben Ort, gehe hin und her an demselben Ufer, in süßem Überlegen meines Glückes, und alles und das Geringste, was mir begegnet, scheint mir mit zu dem Reichtum meiner Seligkeit zu gehören. Da bin ich wohl nicht geeignet, jetzt alles zu ordnen und den einfachen Faden unseres Freundeslebens, von dem ich doch nur alles anspinnen könnte, zu verfolgen. — Nein, es kränkt mich, und ich mache Ihr Vorwürfe, wie ich

ihr damals in Träumen machte, daß sie die so schöne Erde verlassen hatte; sie hätt' noch lernen müssen, daß die Natur Geist und Seele hat und mit dem Menschen verkehrt und sich seiner und seines Geschickes annimmt und daß Lebensverheißungen in den Lüften uns umwehen; ja, sie hat's bö's mit mir gemacht, sie ist mir geflüchtet, gerade wie ich mit ihr teilen wollte alle Genüsse. Sie war so zaghaft; eine junge Stiftsdame, die sich fürchtete, das Tischgebet laut herzusagen; sie sagte mir oft, daß sie sich fürchtete, weil die Reihe an ihr war; sie wollte vor den Stiftsdamen das Benedicite nicht laut hersagen; unser Zusammenleben war schön, es war die erste Epoche, in der ich mich gewahr ward . . .

Sie erzählte mir wenig von ihren sonstigen Angelegenheiten, ich wußte nicht, in welchen Verbindungen sie noch außer mir war; sie hatte zwar von Daub in Heidelberg gesprochen und auch von Creuzer, aber ich wußte von keinem, ob er ihr lieber sei als der andere; einmal hatte ich von andern davon gehört, ich glaubte es nicht, einmal kam sie mir freudig entgegen und sagte: „Gestern hab' ich einen Chirurg gesprochen, er hat mir gesagt, daß es sehr leicht ist, sich umzubringen“, sie öffnete hastig ihr Kleid und zeigte mir unter der schönen Brust den Fleck; ihre Augen funkelten freudig; ich starrte sie an, es ward mir zum erstenmal unheimlich, ich fragte: „Nun! — was soll ich denn tun, wenn du tot bist?“ „Oh“, sagte sie, „dann ist dir nichts mehr an mir gelegen, bis dahin sind wir nicht mehr so eng verbunden, ich werd' mich erst mit dir entzweien.“ — Ich wendete mich nach dem Fenster, um meine Tränen, mein vor Zorn klopfendes Herz zu verbergen, sie hatte sich nach dem anderen Fenster gewendet, aber der Strahl war gebrochen, als ob sich sein ganzes Feuer nach innen gewendet habe; — nachdem ich sie eine Weile beobachtet hatte, konnt' ich mich nicht mehr fassen — ich brach in lautes Schreien aus, ich fiel ihr um den Hals und riß sie nieder auf den Sitz und setzte mich auf ihre Knie und weinte viel Tränen und küßte sie zum erstenmal an ihren Mund und riß ihr das Kleid auf und küßte sie an die Stelle, wo sie gelernt hatte, das Herz zu treffen; und ich bat mit schmerzlichen Tränen, daß sie sich meiner erbarme, fiel ihr wieder um den Hals und küßte ihre Hände, die waren kalt und zitterten, ihre Lippen zuckten, sie war ganz kalt, starr und totenblaß und konnte die Stimme nicht erheben, sie sagte leise: „Bettine, brich mir das Herz nicht“; — ach, da wollt' ich mich aufreißen und wollte ihr nicht weh tun; ich lächelte und weinte und schluchzte laut, ihr schien immer banger zu werden, sie legte sich aufs Sofa; da wollte ich scherzen und wollte ihr beweisen, daß ich alles für Scherz nähme; da sprachen wir von ihrem Testament; sie vermachte einem jeden etwas; mir vermachte sie einen kleinen Apoll unter einer Glasglocke, dem sie einen Lorbeerkrantz umgehängt hatte; ich schrieb alles auf; im Nachhausegehen machte ich mir Vorwürfe, daß ich so aufgereggt gewesen war; ich fühlte, daß es doch nur Scherz gewesen war, oder auch Phantasie, die in ein Reich gehört, welches nicht in der Wirklichkeit seine Wahrheit behauptet; ich fühlte, daß ich Unrecht gehabt hatte und nicht sie, die ja oft auf diese Weise mit mir gesprochen hatte.

Einmal kam ich zu ihr, da zeigte sie mir einen Dolch mit silbernem Griff, den sie auf der Messe gekauft hatte, sie freute sich über den schönen Stahl und über seine Schärfe; ich nahm das Messer in die Hand, erprobte es am Finger, da floß gleich Blut, sie erschrak, ich sagte: „O Günderröde, du bist so zaghaft und kannst kein Blut sehen und gehst immer mit einer Idee um, die den höchsten Mut voraussetzt, ich hab' noch das Bewußtsein, daß ich eher vermögend wär', etwas zu wagen, obschon ich mich nie umbringen würde; aber mich und dich in einer Gefahr zu verteidigen, dazu hab' ich Mut, und wenn ich jetzt mit dem Messer auf dich eindringe — siehst du, wie du dich fürchtest?“ — Sie zog sich ängstlich zurück; der alte Zorn

regte sich wieder in mir unter der Decke des glühenden Mutwillens; ich ging immer ernstlicher auf sie ein, sie lief ins Schlafzimmer hinter einen ledernen Sessel, um sich zu sichern; ich stach in den Sessel, ich riß ihn mit vielen Stichen in Stücke, das Roßhaar flog hier und da hin in der Stube, sie stand flehend hinter dem Sessel und bat, ihr nichts zu tun; — ich sagte: „Eh ich dulde, daß du dich umbringst, tue ich's lieber selbst.“ „Mein armer Stuhl!“ rief sie. „Ja was, dein Stuhl, der soll den Dolch stumpf machen.“ Ich gab ihm ohne Barmherzigkeit Stich auf Stich, das ganze Zimmer wurde eine Staubwolke, so warf ich den Dolch weit in die Stube, daß er prasselnd unter das Sofa fiel; ich nahm sie bei der Hand und führte sie in den Garten, in die Weinlaube, ich riß die jungen Weinreben ab und warf sie ihr vor die Füße; ich trat darauf und sagte: „So mißhandelst du unsere Freundschaft.“ — Ich zeigte ihr die Vögel auf den Zweigen und daß wir wie jene, spielend aber treu gegeneinander bisher zusammengelebt hätten. Ich sagte: „Du kannst sicher auf mich bauen, es ist keine Stunde in der Nacht, die, wenn du mir deinen Willen kundtust, mich nur einen Augenblick besinnen machte; — komm vor mein Fenster und pfeif' um Mitternacht, und ich geh' ohne Vorbereitung mit dir um die Welt. Und was ich für mich nicht wagte, das wag' ich für dich, — aber du? — Was berechtigt dich, mich aufzugeben? — Kannst du solche Treue verraten, und versprich mir, daß du nicht mehr deine zaghafte Natur hinter so grauenhaft prahlerische Ideen verschanzen willst“ — ich sah sie an, sie war beschämt und senkte den Kopf und sah auf die Seite und war blaß; wir waren beide still, lange Zeit. „Günderode“ sagte ich, „wenn es dir ernst ist, dann gib mir ein Zeichen.“ — Sie nickte. Sie reiste ins Rheingau, von dort aus schrieb sie mir ein paarmal wenige Zeilen; — ich hab' sie verloren, sonst würde ich sie hier einschalten.

Es vergingen vierzehn Tage, da kam Fritz Schlosser, er bat mich um ein paar Zeilen an die Günderode, weil er ins Rheingau reisen werde und wolle gern ihre Bekanntschaft machen. Ich sagte, daß ich mit ihr brouilliert sei, ich bäte ihn aber, von mir zu sprechen und abzugeben ein Wort, was es für einen Eindruck auf sie mache. — „Wann gehen Sie hin“, sagte ich, „morgen?“ — „Nein, in acht Tagen.“ — „Oh, gehen Sie morgen, sonst sprechen Sie sie nicht mehr; — am Rhein ist's so melancholisch“, sagte ich scherzend, „da könnte sie sich ein Leids antun.“ Schlosser sah mich ängstlich an. „Ja, ja“, sagte ich mutwillig, „sie stürzt sich ins Wasser oder ersticht sich aus bloßer Laune.“ — „Freveln Sie nicht“, sagte Schlosser, nun frevelte ich erst recht: „geben Sie acht, Schlosser, Sie finden sie nicht mehr, wenn Sie nach alter Gewohnheit zögern, und ich sage Ihnen, gehen Sie heute lieber wie morgen und retten Sie sie von unzeitiger melancholischer Laune“; und im Scherz beschrieb ich sie, wie sie sich umbringen werde, im roten Kleid, mit aufgelöstem Schnürband, dicht unter der Brust die Wunde; das nannte man tollen Übermut von mir, es war aber bewußter Überreiz, indem ich die Wahrheit vollkommen genau beschrieb. Am andern Tag kam Franz (Brentano) und sagte: „Mädchen, wir wollen ins Rheingau gehen, da kannst du die Günderode besuchen.“ — „Wann?“ fragte ich. — „Morgen“, sagte er. — Ach, ich packte mit Übereile ein, ich konnte kaum erwarten, daß wir gingen; alles, was ich begegnete, schob ich hastig aus dem Weg, aber es vergingen mehrere Tage, und es ward die Reise immer verschoben; endlich, da war meine Lust zur Reise in tiefe Trauer verwandelt und ich wär' lieber zurückgeblieben. — Da wir in Geisenheim ankamen, wo wir übernachteten, lag ich im Fenster und sah ins mondbespiegelte Wasser, meine Schwägerin Toni saß am Fenster; die Magd, die den Tisch deckte, sagte: „Gestern hat sich auch eine junge, schöne Dame, die schon sechs Wochen hier sich aufhielt, bei Winkel umgebracht; sie ging am Rhein spazieren, ganz lang, dann lief sie nach Hause, holte ein

Handtuch; am Abend suchte man sie vergebens; am anderen Morgen fand man sie am Ufer unter Weidenbüschen, sie hatte das Handtuch voll Steine gesammelt und sich um den Hals gebunden, wahrscheinlich, weil sie sich in den Rhein versenken wollte; — aber da sie sich ins Herz stach, fiel sie rückwärts, und fand sie ein Bauer am Rhein liegen unter den Weiden an einem Ort, wo es am tiefsten ist. Er riß ihr den Dolch aus dem Herzen und schleuderte ihn voll Abscheu weit in den Rhein, die Schiffer sahen ihn fliegen — da kamen sie herbei und trugen sie in die Stadt.“ — Ich hatte im Anfang nicht zugehört, aber zuletzt hör’ ich’s mir an und rief: „Das ist die Gänderode!“ Man redete mir’s aus und sagte, es sei wohl eine andere, da soviel Frankfurter im Rheingau wären. Ich ließ mir’s gefallen und dachte: Gerade, was man prophezeie, sei gewöhnlich nicht wahr. — In der Nacht träumte mir, sie käme mir auf einem mit Kränzen geschmückten Nachen entgegen, um sich mit mir zu versöhnen; ich sprang aus dem Bett in des Bruders Zimmer und rief: „Es ist alles nicht wahr, eben hat mir’s lebhaft geträumt!“ „Ach“, sagte der Bruder, „baue nicht auf Träume!“ — Ich träumte noch einmal, ich sei eilig in einem Kahn über den Rhein gefahren, um sie zu suchen; da war das Wasser trüb und schilfig, die Luft war dunkel, und es war sehr kalt. Ich landete an einem sumpfigen Ufer, da war ein Haus mit feuchten Mauern, aus dem schwebte sie hervor und sah mich ängstlich an und deutete mir, daß sie nicht sprechen könne; — ich lief wieder zum Schlafzimmer der Geschwister und rief: „Nein, es ist gewiß wahr, denn mir hat geträumt, daß ich sie gesehen habe, und ich habe gefragt: ‚Gänderode, warum hast du mir dies getan?‘ Da hat sie geschwiegen, hat den Kopf gesenkt und hat sich traurig nicht verantworten können.“ Nun überlegte ich im Bett alles und besann mich, daß sie mir früher gesagt hatte, sie wolle sich erst mit mir entzweien, ehe sie diesen Entschluß ausführen werde; nun war mir unsere Trennung erklärlich, auch daß sie mir ein Zeichen geben werde, wenn ihr Entschluß reif sei; — das war die Geschichte von ihrer toten Schwester, die sie mir ein halb Jahr früher mitteilte; da war der Entschluß schon gefaßt. — Oh, ihr großen Seelen, dieses Lamm in seiner Unschuld, dieses junge, zaghafte Herz, welche ungeheure Gewalt hat es bewogen, so zu handeln? — Am anderen Morgen fuhren wir bei früher Zeit auf dem Rhein weiter. —

Franz hatte befohlen, daß das Schiff jenseits sich halten solle, um zu vermeiden, daß wir dem Platz zu nahe kamen, aber dort stand der Fritz Schlosser am Ufer und der Bauer, der sie gefunden, zeigte ihm, wo der Kopf gelegen hatte und die Füße und daß das Gras noch niederliege, — und der Schiffer lenkte unwillkürlich dorthin, und Franz, bewußtlos, sprach im Schiff alles dem Bauer nach, was er in der Ferne verstehen konnte, und da muß’ ich denn mit anhören, die schauerhaften Bruchstücke der Erzählung vom roten Kleid, das aufgeschnürt war, und der Dolch, den ich so gut kannte, und das Tuch mit Steinen um ihren Hals und die breite Wunde; — aber ich weinte nicht, ich schwieg . . .

Da kam der Bruder zu mir und sagte: „Sei stark, Mädchen!“ — Wir landeten in Rüdesheim; überall erzählte man sich die Geschichte; ich lief in Windesschnelle an allen vorüber, den Ostein hinauf, eine halbe Stunde bergan, ich war den andern weit vorausgeeilt. — Da lag der herrliche Rhein mit seinem smaragdnen Schmuck der Inseln; da sah ich die Ströme von allen Seiten dem Rhein zufließen und die reichen, friedlichen Städte an beiden Ufern und die gesegneten Gelände an beiden Seiten; da fragte ich mich, ob mich die Zeit über diesen Verlust beschwichtigen werde, und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn mich über den Jammer hinauszuschwingen; denn es schien mir unwürdig, Jammer zu äußern, den ich einst beherrschen könne.

Aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“

An Goethe

Kein Baum kühlt so mit frischem Laub, kein Brunnen labt so den Durstigen, Sonn' und Mondlicht und tausend Sterne leuchten so nicht ins irdische Dunkel wie Du lechtest in mein Herz. Ach, ich sage Dir, einen Augenblick in Deiner Nähe zu sein, hält so viel Ewigkeit in sich, daß ein solcher Augenblick der Ewigkeit gleichsam einen Streich spielt, indem er sie gefangen nimmt, zum Scherz nur, er entläßt sie wieder, um sie wieder zu fangen, und was sollte mir auch in Ewigkeit noch für Freude geschehen, da Dein ewiger Geist, Deine ewige Güte mich in ihre Herrlichkeit aufnehmen.

Geschrieben am Tag, da ich Deinen letzten Brief empfangen. Das Gedicht gehört der Welt, nicht mein, denn wollt' ich es mein nennen, es würde mein Herz verzehren.

Ich bin zaghaft in der Liebe, ich zweifle jeden Augenblick an Dir, sonst wäre ich schon auf eine Zeit zu Dir gekommen; ich kann mir nicht denken (weil es zuviel ist), daß ich Dir etwas wert genug bin, um bei Dir sein zu dürfen.

Weil ich Dich kenne, so fürchte ich den Tod, die Griechen wollten nicht sterben, ohne Jupiters Olymp gesehen zu haben, wieviel weniger kann ich die schöne Welt verlassen wollen, da mir prophezeit ist von Deinen Lippen, daß Du mich noch mit offenen Armen empfangen würdest.

Erlaube mir, ja fordere es, daß ich dieselbe Luft einatme wie Du, daß ich täglich Dir unter die Augen sehe, daß ich den Blick aufsuche, der mir die Todesgötter bannt, Goethe, Du bist alles, Du gibst wieder, was die Welt, was die traurige Zeit raubt: da Du es nur vermagst, mit gelassenem Blick reich zu spenden, warum soll ich mit Zutrauen nicht begehren? Diese ganze Zeit bin ich nicht mehr ins Freie gekommen, die Gebirgskette, die einzige Aussicht, die man von hier (München) hat, war oft von den Flammen des Krieges gerötet, und ich habe nie mehr gewagt, meinen Blick dahin zu wenden, wo der Teufel ein Lamm würgt, wo die einzige Freiheit eines selbständigen Volkes sich selber entzündet und in sich verlodert. Diese Menschen, die mit kaltem Blut und sicher über ungeheure Klüfte steigen, die den Schwindel nicht kennen, machen alle anderen, die ihnen zusehen, von ihrer Höhe herab schwindlig; es ist ein Volk, das für den Magen nicht sorgt, dem Gott unmittelbar gerade, wenn die Stunde des Hungers kommt, auch die Nahrung gibt; das, wie es den Adlern gleich, auf den höchsten Felsspitzen über den Nebeln ruht, auch so über den Nebeln der Zeit thront, das lieber im Licht untergeht, als im Dunkeln ein ungewisses Fortkommen sucht. Oh, Enthusiasmus des eignen freien Willens! Wie groß bist Du, da Du allem Genuß, der über ein ganzes Leben verbreitet ist, in einem Augenblick zusammenfassest, darum so läßt sich um einen solchen Moment auch wohl das Leben wagen; mein eigener Wille aber ist, Dich wieder zu sehen, und allen Enthusiasmus der Liebe wird ein solcher Moment in sich fassen, und darum begehre ich auch außer diesem nichts mehr.

Von den Kufsteiner Belagerungsgeschichten möchte ich Dir manches erzählen, was dem Dux gewiß Freude machen würde und was auch verdiente, verewigt zu werden, allein zu sehr wird eine ernste Teilnahme an dem echten Heroismus mißhandelt durch Betrug aller Art, und das macht auch, daß man lieber gar nicht hinhorcht, als daß man das Herz durch Lügen sich schwer machen läßt. — Das Gute, was die Bayern als wahr passieren lassen, daran ist nicht zu zweifeln, denn wenn sie es vermöchten, so würden sie gewiß das Gelingen der Feinde leugnen. Speckbacher ist ein einziger Held, Witz, Geist, kaltes Blut, strenger Ernst, unbegrenzte Güte, durchsichtige bedürfnislose Natur; Gefahr ist ihm gleich dem Aufgang der Sonne; da wird ihm Tag, da sieht er deutlich, was nottut, und tut alles, indem er seinen Enthusiasmus beherrscht, er

denkt auf seine Ehre und auf seine Verantwortung zugleich, er richtet alles durch sich allein aus, die Befehle der Kommandanten und seine eigenen wohlberedelten Pläne; und auch noch, was der Augenblick erheischt; unter dem Kanonenfeuer der Festung verwüstet er die Mühlen, erbeutet das Getreide und löscht die Haubitzen mit dem Hut. Keinen gefahrvollen Plan überläßt er einem andern, die kleine Stadt Kufstein steckte er selbst in Brand mitten unter den Feinden; eine Schiffbrücke der Bayern machte er flott. In einer stürmischen Nacht, im Wasser bis an die Brust, hält er aus bis zum Morgen mit zwei Kameraden, wo er noch die letzten Schiffe unter einem Hagel von Kartätschen flottmacht. — List ist seine göttlichste Eigenschaft. Den verwilderten Bart, der ihm das halbe Gesicht bedeckt, nimmt er ab, verändert Kleidung und Gebärde, und so verlangt er den Kommandanten der Festung zu sprechen. Man läßt ihn ein, er macht ihnen was weis von Verrat, und errät unterdessen alles, was er wissen will, in dieser großen Gefahr mit noch zwei anderen Kameraden ist er keines Augenblickes verlegen, läßt sich beleuchten, untersuchen, zutrinken, und endlich vom Kommandanten bis zum kleinen Pfortchen, wo sie hereingekommen waren, begleitet, nimmt er treuherzig Abschied.

All diese Mühen und Aufopferungen werden indessen zunichte gemacht durch die Unzuverlässigkeit von Osterreich, das überhaupt ist, als könne es keinen glücklichen Erfolg ertragen, und fürchte sich vor seinem großen Feind, einst diese Siege verantworten zu müssen, und so wird es auch noch kommen, es wird noch den großen Napoleon um Verzeihung bitten, daß man ihm die Ehre erzeigt, ihm ein Heldenvolk entgegenzustellen; ich breche ab, zu gewiß ist mir, daß auf Erden allen Großen schlecht vergolten wird . . .

(28. Mai 1810)

Über Beethoven

Wie ich diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, vergeß ich der ganzen Welt, schwindet mir doch auch die Welt, wenn mich Erinnerung ergreift, — ja, sie schwindet. Mein Horizont hängt zu meinen Füßen, wölbt sich um mich, und ich stehe im Meer des Lichts, das von Dir ausgeht, und in aller Stille schweb' ich gelassenen Fluges über Berg und Tal zu Dir. Ach, lasse alles sein, mache Deine lieben Augen zu, leb' in mir einen Augenblick, vergesse, was zwischen uns liegt, die weiten Meilen und auch die lange Zeit. — Von da aus, wo ich Dich zum letztenmal sah, sehe mich an; ständ' ich doch vor Dir! — Könnst' ich's Dir deutlich machen! Der tiefe Schauer, der mich schüttelt, wenn ich eine Weile der Welt mit zugesehen habe, wenn ich dann hinter mich sehe in die Einsamkeit und fühle, wie fremd mir alles ist. Wie kommt's, daß ich dennoch grüne und blühe in dieser Ode? — Wo kommt mir der Tau, die Nahrung, die Wärme, der Segen her — von dieser Liebe zwischen uns, in der ich mich jetzt so lieblich fühle. — Wenn ich bei Dir wäre, ich wollte Dir viel wiedergeben für alles. — Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche, was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt, er schreitet weit der Bildung der ganzen Menschheit voran und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Rätsel, das in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unseren Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles, wessen er

Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz, und so fühlt Beethoven sich auch als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben; Du wirst wohl herausverstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? von wem könnten wir ein Gleiches erwarten? — Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene, was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagwerk ist, und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt, und von der Begeisterung im Flug an den Ufern der flachen Alltagsleben vorübergetragen wird. Er selber sagte: „Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn, was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht, wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefühlt, was sie mit aufs trockene bringen. — Keinen Freund hab' ich, ich muß mit mir allein leben, ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den anderen in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein böses Schicksal haben, wenn sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen.“

Dies alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum erstenmal sah; mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht; wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen, er hat drei Wohnungen, in denen er sich abwechselnd versteckt; eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei, da fand ich ihn am Klavier, ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, das er eben komponiert habe; — dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmut auf den Hörer zurückwirkte: „Kennst du das Land, —“ nicht wahr, „es ist schön“, sagte er begeistert, „wunderschön, ich will's noch einmal tun“, er freute sich über meinen heiteren Beifall, „die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht“, sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen komponiert hatte: „Trocknet nicht Tränen der ewigen Liebe.“ — Er begleitete mich nach Hause und unterwegs sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Mut dazu gehörte, zuzuhören, er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte, man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tische setzte er sich unaufgefordert ans Instrument und spielte lang und wunderbar, sein Stolz fermentierte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche, und seine Finger leisten das Unmögliche. Seitdem kommt er alle Tage, oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Galerien, Theater und sogar den Stephans-turm, Beethoven sagt: „Ach, was wollen Sie da sehen! Ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn.“ Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüte alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt

und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodien nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahinfliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen und im letzten Augenblick da triumphiere ich über den ersten musikalischen Gedanken, sehen Sie, das ist eine Symphonie; ja Musik ist so recht die Vermittlung geistigen Lebens zum sinnlichen: Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? — Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichtes zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? — empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? — da will der Geist zu schrankenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen, und die sonst ungeahnt verhalten würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Symphonien aus, der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches, ein ganz zu Umfassendes in allem Geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien, mit dem letzten Paukenschlag, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Überzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anzufangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Symphonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörpernte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er aber nicht sie zu fassen vermag. — Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, die Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntnis. — Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es nicht ein anderes, sie mit dem Geiste begreifen, — je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständnis mit ihr. — Aber wenige gelangen dazu, denn so wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik und haben doch ihre Offenbarung nicht; auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinnes zugrunde wie jeder Kunst, alle echte Empfindung ist ein moralischer Fortschritt. — Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolierende Prinzip der Kunst, von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingebung an das Göttliche, was in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleihe. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältnis zu ihr ist Religion, was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Beziehungen ein Ziel steckt, was er erreicht.

Wir wissen nicht, was uns Erkenntnis verleihe; das fast verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen, Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; das Gefühl ihrer Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprinzip gründen

will, wird durch sie gehoben, obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie erzeugt, so ist er doch glücklich in dieser Erzeugung, so ist jede echte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst; kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück, hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugnis gibt von der Verwicklung des Göttlichen in ihm. Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesamtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik in innigster, unteilbarster Verwandtschaft mit der Gesamtheit der Harmonie, die Einheit ist. Alles Elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, ausströmender Erzeugung.

Ich bin elektrischer Natur. — Ich muß abbrechen mit meiner unweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen, schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts und will mich auch gern belehren lassen von ihm. —“

Ich versprach ihm, so gut ich begreife, Dir alles zu schreiben. Er führte mich zu einer großen Musikprobe, mit vollem Orchester, da saß ich im weiten unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter stahlen sich durch Ritzen und Astlöcher, in denen ein Strom bunter Lichtfunken hin und her tanzte, wie Himmelsstraßen mit unzähligen Geistern bevölkert.

Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen. O Goethe! Kein Kaiser und kein König hat so dies Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grund suchte, wo ihm denn alles herkomme; verstünd ich ihn, sowie ich ihn fühle, dann wüßst' ich alles. Dort stand er, so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Mißverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Tätigkeit versetzt. Man möchte weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.

Gestern abend schrieb ich noch alles auf, heute morgen las ich's ihm vor, er sagte: „Hab' ich das gesagt? — Nun, dann habe ich einen Raptus gehabt.“ Er las es noch einmal aufmerksam, und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu tun, daß Du ihn verstehst.

Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst, es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja ich wollte auch, aber durch Beethoven fühl' ich nun erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.

Bettine